

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Tochter des Philosophen [Fortsetzung]
Autor: Wiget, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Tochter des Philosophen.

Roman von **Sophie Wiget**, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

So ist sie also wirklich zu weit gegangen — hat ihr Wort gebrochen. O, was würde der Vater dazu sagen! Sie muß gut machen, was sie noch kann.

„Wir werden alle erfreut sein, Sie zu sehen, und wollen hoffen, daß Sie wiederkommen. Es muß hier noch so manches sein, das des Malens wert wäre.“

Sie hat kalt, formell gesprochen. Linnell wendet sich wortlos zum Bild und malt mit einem Eifer, als wenn die HölLEN hinter ihm wären. Endlich zieht er einen langen Atemzug und läßt die Hand sinken.

„Ich bin zu Ende,“ sagt er dumpf.

„O, fertig?“ ruft Psyche.

„Wie tut mir das leid!“
Er packt mit erregter Hand sein Malzeug zusammen, mit entschiedenem Willen, ohne einen Moment zu zaudern. Psyche weiß, was es bedeutet.

„Sie — gehen jetzt?“ fragt sie zitternd.

„Ja. Ich bin ganz zu Ende. Leben Sie wohl, Fräulein Dumaresq!“

„Für immer?“ ruft Psyche, und ihre Kraft verläßt sie.

„Für immer!“ antwortet er mit ersticker Stimme.

„Ein Wort von Ihnen hätte mich gehalten, Psyche. Sie haben es nicht gesprochen. Sie könnten es jetzt noch sprechen; aber Sie wollen nicht — Sie dürfen nicht.“

Sie schaut ihn stehend an. Ihre Lippe hebt, und sie ist blaß wie der Tod. „Ich liebe dich, bleibe!“ ruft es aus ihrem Herzen. Aber ihr Versprechen! Sie schaut ihn nur an, und die Lippen schweigen.

So sind sie von einander gegangen.

Zehn Minuten später, als Dumaresq in das Zimmer tritt, um die Wirkung seines Ratsschlages zu sehen, findet er Psyche auf dem Stuhl sitzend, mit fiebrisch glänzenden Augen und bebendem Körper.

„Nun, mein Kind?“ fragt er, sich sorgenvoll über sie beugend.

„Er ist fort, und ich habe mein Versprechen gehalten.“

Vierzehntes Kapitel.

Linnell hat der Schlag schwer getroffen. Wenn ein Mann von dreißig Jahren liebt, so liebt er im Ernst. Da gibt es das leichte Spiel nicht mehr an der Pforte zur Liebe; die Wunde, die in dem Alter geschlagen wird, sitzt tief und frißt.

Wie Linnell an diesem Morgen in den „Roten Löwen“ zurückkehrt, ist er von dem Gefühl erfüllt, daß die Welt leer sei für ihn. Einmal in seinem Leben nur hat er den Wahn gehegt, ein Weib liebe ihn; er hat dieses Weib auf die Probe gestellt, o, so eine kleine Probe, und sie hat keine seiner Erwartungen erfüllt. In Zukunft will er nie mehr eine Göttin sehen in einer Frau.

Das fertige Bild hat er bei den Dumaresqs gelassen. Das Bildnis des alten Herrn steht in seinem Wohnzimmer auf der Staffelei. Es braucht noch ein paar gute Stunden

Arbeit, bis es fertig ist. Er ist noch erfüllt von jener verzweifelungs-vollen Energie, mit der er eben Psyches Bild beendet hat; er nimmt jetzt die Palette und macht sich gleicherweise an die Vollendung dieses Werkes. Nur zu Ende kommen mit diesen schrecklichen Erinnerungen! Und in seinem Eifer nimmt er die Phantasie zu Hilfe, er malt den Kopf des Philosophen, des großen Denkers, des bedeutendsten Mannes seiner Zeit. Sprechend und lebensvoll ist das Gesicht im höchsten Grad. Nicht der Dumaresq ist es, den Linnell zuletzt vor sich gesehen, den alten Mann im Opiumtaumel, den seine Sorge für die Tochter bis zur Unwürde treibt. Es ist Dumaresq, wie Linnell ihn gesehen hat an jenem herrlichen ersten Abend im Häuschen des Philosophen.

Nach drei Stunden harter Arbeit ist das Bild fertig. Jeder Strich ist mit Herzblut gemalt. Wie Linnell am Schluß von der Staffelei zurücktritt, um es kritisch zu betrachten, muß er sagen, daß dies das Beste ist, was er je geschaffen hat.

Und jetzt setzt er sich hin und schreibt an Psyche:

„Liebe Fräulein Dumaresq! Ich verlasse Koston heute abend für immer, und ich verlasse England morgen für immer. Ich bitte Sie, das Bild, zu dem Sie mir freundlichst gegessen haben, als Erinnerung an diese Stunden zu behalten. Ich habe es in Ihrem Haus gelassen. Das Bildnis Ihres Vaters habe ich heute nachmittag aus der Erinnerung fertig gemalt. Lassen Sie es im „Roten Löwen“, bis es trocken ist, und dann senden Sie gütigst einen Boten, der es zu Ihnen hinüberbringt. Die Wirtin ist davon verständigt. Behalten Sie das Bildnis Ihres Vaters, solange Sie leben, für Ihren Todesfall vermachen Sie es

der National-Porträt-Gallerie. Ehe dieser Brief in Ihre Hände kommt, habe ich diesen Wohnort verlassen. Eine Antwort könnte mich also nicht mehr finden. Leben Sie wohl auf ewig!

Charles Austen Linnell.“

So, das ist nun hinter ihm. Und jetzt die Rechnung bezahlt und zur Bahn! Der Traum seines Lebens ist zerstoßen, es ist ihm jetzt ziemlich gleichgültig, was weiter geschieht.

An der Station springt er in das nächste Coupé; es ist fast leer, nur in der einen Ecke sitzt ein Herr. Er wendet sich seinem Mitreisenden zu:

„Si was, Considine, auch schon wieder auf der Fahrt? Wohin führt die Reise dieses Mal?“

„Es ist ein guter Bekannter Linnells, ein Journalist, mit dem der Maler in London öfters zusammengekommen ist.“

„Diesmal direkt nach Chartum,“ sagt der Journalist so leicht hin, als ob's die nächste Station an der Linie wäre.

„Ach! Aber Sie sprechen ja nicht arabisch?“

„Arabisch? Nein, leider nicht. Doch ich bin schon über die ganze Welt gegangen mit meinem Englisch und überall durchgekommen.“

Linnell blickt ernst. „Aber hier liegt die Sache wesentlich



L. Derungs in Scans, Veteran aus neapolitanischen Diensten.

Nach Zeichnung von Anton Christoffel, Scans (Oberengadin).

anders, Sie sollten wirklich arabisch können. Wer jetzt nach Chartum geht, muß bereit sein, sein nacktes Leben jeden Tag zwischen die Hände zu nehmen, um es zu retten. Und die beste Möglichkeit einer Rettung ist, wenn man sich für einen Mohammedaner ausgeben kann.“

„Sie selbst sprechen natürlich arabisch, Linnell?“

„Ja, so vollständig wie englisch; ich kann mich überall in Afrika für einen Mohammedaner ausgeben.“

„Kommen Sie auch nach Afrika diesen Winter?“

„Ich? Nein... das heißt, wenigstens bis jetzt habe ich es noch nicht beabsichtigt. Aber wenn ich es näher bedenke, unmöglich ist's nicht, ich möchte den Kampf gern sehen; das wäre eigentlich das, was mich jetzt noch locken könnte: Pulverdampf und Schlachtgewühl...“

„Dann nehmen Sie doch Ihren Koffer und kommen Sie gleich mit mir! A propos! Der Porte-Crayon sucht gerade jetzt einen Künstler, der gut zeichnet und ihm die Bilder an Ort und Stelle macht. Die Bedingungen sind anständig: erstklassige Fahrt, erstklassige Bezahlung, eine Pension bei Verwundung, Vorsorge für die Witwe bei Todesfall... Was wollen Sie mehr?“

Der Journalist sagt es halb im Spaß; doch bei der jetzigen Gemütsverfassung des Malers fällt der Vorschlag auf gelockerten Boden. Er muß sich irgendwohin wenden, er muß Arbeit haben; ein festes Ziel und ein Pflichtenheft sind eine Wohlthat in seiner Lage.

„Was Sie mir da vorschlagen, könnte mir wirklich passen, Confidante,“ sagt er mit bitterem Lächeln. „Wäre es zu spät, heute Abend noch zu den Herren des Porte-Crayon zu gehen, wenn wir in London ankommen?“

„Zu spät? Keine Spur! Die suchen so dringlich nach einem Künstler, daß Sie willkommen wären, wenn Sie sie um Mitternacht aus den Federn klingeln würden, um ihnen Ihre Dienste anzubieten. Ich gehe mit Ihnen, wenn wir in der Stadt sind, und morgen um diese Zeit fahren wir zusammen in einem Pullmannswagen durch Frankreich. Wir nehmen den Train de luxe nach Paris und erreichen die Alexandria genau, bevor sie Brindisi verläßt.“

Linnell ist nun entschlossen. Er geht nach Afrika. Um elf Uhr am gleichen Abend ist schon alles abgemacht. Er hat die ausgeschriebene Stelle eines Spezialzeichners für den Porte-Crayon in Chartum angenommen.

Und Psyche liegt leichenbläß mit seinem Brief in der Hand in dem schmalen Bett zu Roserton.

Nachdem Linnell das Geschäft mit dem Porte-Crayon abgeschlossen hat, geht er aber nicht direkt in sein Hotel. Er hat noch etwas Wichtiges vor. Er springt in einen Wagen und nennt dem Kutscher die Adresse seines Rechtsanwaltes, die Privatwohnung natürlich; das Bureau ist ja längst geschlossen. Aber der Vertreter der Rechte ist nicht zu Haus: „Im Klub wahrscheinlich,“ meint die Magd. Linnells Anliegen ist dringlich, er fährt also nach dem Klub. Und er findet den Gesuchten am Whisttisch, nicht gerade entzückt über die Störung.

„Herr Burchell, ich bedaure, Sie zu stören; aber eine Angelegenheit, die sich nicht aufschieben läßt, zwingt mich dazu, weil ich morgen nach Chartum verreise.“

„Und jetzt wollen Sie wahrscheinlich noch Ihr Testament machen?“

„Ja, ganz richtig.“

„Mein lieber Herr Linnell, das ist ein sehr plötzlicher Entschluß. Doch, Sie wissen am besten, was Sie tun müssen. Ich bin auf der Stelle bereit, wir brauchen nur noch zwei Zeugen. Herr Watson dort, denke ich, und dann Ihr Vetter, Sir Austen, wären ganz passende Zeugenschaft. Soll ich die beiden fragen? Aber vielleicht wollen Sie Ihrem Vetter im Testament etwas zuteilen, dann kann er nicht Zeuge sein.“

Linnell lächelt. „Nein,“ sagt er, „das beabsichtige ich nicht. Es gibt nur einen Erben. Das Testament kann überhaupt ganz einfach und kurz sein. Sir Austen so gut wie sonst irgend jemand kann Zeuge sein.“

Herr Burchell versichert sich erst der beiden Zeugen, damit sie nicht etwa inzwischen den Klub verlassen; dann nimmt er mit einem Lächeln ein Blatt weißes Papier und sagt:

„Also, was soll der Inhalt dieses sehr eilig angefertigten Testamentes sein?“

„Ich hinterlasse alles, was ich besitze, Fräulein Psyche Dumaresq, der Tochter von Haviland Dumaresq, wohnhaft in Roserton.“ Während er spricht, schreibt er den Namen auf die Rückseite eines gebrauchten Briefumschlags und reicht diesen dem Rechtsanwalt.

Herr Burchell pfeift leise vor sich hin; aber er ist zu alt und zu lange in seinem Berufe tätig, um sein Staunen auszusprechen oder Fragen zu stellen. Er sagt nur, während er schreibt: „Soll ich hinzufügen; die ich später zu heiraten beabsichtige?“ Er macht diesen Vorschlag als alter Praktiker, der weiß, daß diese Klausel nützlich ist in Fällen, wo die Familie eine solche Testation angreift.

„Nein,“ sagt Linnell abweisend kurz; „es ist weder jetzt noch später meine Absicht, diese Dame zu heiraten. Wenn es nötig ist, einen Grund für dieses Vermächtnis im Testament zu nennen, so sagen Sie, diese Schenkung sei ein Zeichen des tiefen Respektes, den ich für die literarischen und philosophischen Fähigkeiten ihres ausgezeichneten Vaters hege.“

Herr Burchell legt die Feder hin und erhebt sich.

„Ich muß Sie auf etwas aufmerksam machen, ehe wir fortfahren. Ich erjuche Sie, in dem Folgenden nichts anderes als geschäftliche Vorsicht

zu sehen und den Wunsch, daß ein Testament, das bei mir gemacht wird, auch seinen Zweck erfüllt und nicht von vorneherein die Möglichkeit der Anfechtung nahelegt. Dieses Testament hier würde es nämlich tun. Ich will durchaus nicht den Grund erforschen, was Sie zu dieser plötzlichen, vorher durchaus nicht beabsichtigten Reise drängt. Aber um der Argumentation willen nehme ich jetzt an, daß diese Abreise in irgendwelchem Zusammenhang ist mit dieser jungen Dame. Sie kommen also nachts nach elf Uhr hier in den Klub, sind offensichtlich in nervöser Erregung und ersuchen mich auf der Stelle, ein Testament aufzusetzen, zu Gunsten einer Ihnen gänzlich fernstehenden jungen Dame. Als Grund geben Sie mir den Respekt an für einen Ihnen ebenso gänzlich fernstehenden Herrn. Dies alles mit vollständigem Ausschluß der Verwandtschaft. Ihr allernächster Verwandter, Sir Austen Linnell, den Sie mit diesem Testament ganz enterben, funktioniert als einer der Zeugen. Wenn Sie diese, der Testation vorausgehenden Momente zusammenfassen, so müssen Sie mir zugeben, daß die Möglichkeit, Sie seien bei Abfassung des Testamentes nicht in ganz gutem Geisteszustande gewesen, nicht ohne Erfolg von der angreifenden Partei geltend gemacht werden.“



Nähendes Mädchen.

Nach Kohlenzeichnung von Anton Christophel, Scans (Oberengadin).

„Wir müssen das eben riskieren,“ antwortet Linnell mit erzwungener Ruhe. „Ich selbst fühle mich sicher, daß ich nie in so klarer, ernüchterter Geistesverfassung war wie heute. An Stelle meines Veters kann man ja einen andern Zeugen nehmen, obwohl ich fest überzeugt bin davon, daß er viel zu sehr Edelmann ist, um den letzten Willen eines andern zu seinem eigenen Nutzen streitig machen zu wollen.“

„Dann also weiter! Wir müssen die Möglichkeit ins Auge fassen, daß Sie von dieser Reise nicht mehr zurückkehren, daß wir aber während einiger Zeit des gesegneten gütigen Beweises Ihres Hinschiedes entbehren . . . Wie wünschen Sie dann, daß wir uns in der Zwischenzeit zu dieser jungen Dame stellen? Soll ich mich sofort mit ihr in Verbindung setzen, wenn ich Ursache habe anzunehmen, daß Sie uns Leben gekommen sind? Oder soll ich eine festzusetzende Zeit warten, bis ich überzeugende Beweise Ihres Ablebens habe, um die Gefühle der Dame nicht vielleicht vorjähneln zu verlegen? Sie kommen eben auf ein Schlachtfeld, Herr Linnell, das müssen wir immer im Auge behalten!“

„Ich fürchte, ihre Gefühle werden unter der Nachricht nicht besonders schwer leiden,“ sagt er bitter; „aber wenn Sie es für nützlich halten, so kann man ja für einige Zeit mit der Mitteilung zuwarten. Sagen wir ein Jahr! Sollte ich später auftauchen, ist es natürlich ausgeschlossen, daß ich den Besitz wieder für mich beanspruche.“

Herr Burchell antwortet nicht; er schreibt eifrig und reicht seinem Klienten bald das aufgesetzte Testament zum Durchsehen. „Entspricht das Ihren Wünschen?“

„Vollständig. Darf ich Sie bitten, die Zeugen herzurufen?“

Der Rechtsanwalt kommt in zwei Minuten zurück.

„Wie unangenehm! Im Bibliothekzimmer befindet sich niemand mehr als Watson und Sir Austen. Wir müssen schließlich doch Ihren Vetter zum Zeugen nehmen.“

„Das tut gar nichts. Wir haben uns früher schon einmal auf neutralem Boden getroffen; ich liebe ihn nicht, aber ich vertraue ihm vollständig. Ueberdies werden wir uns in Chartum gar nicht vermeiden können.“

Wenige Minuten später tritt Sir Austen ein, kalt und höflich, er grüßt Linnell mit einer förmlichen Verbeugung.

„Guten Abend, Herr Linnell; unter andern Umständen würde ich diesen kleinen Dienst ablehnen müssen. Aber wir brauchen uns nicht zu verhehlen, daß der Tod meines Veters Frank, von dem Sie natürlich schon gehört haben, unser Verhältnis zu einander einigermaßen ändert. Ich habe Ihnen auch für Ihren Brief zu danken, der sicherlich von nobler und freundlicher Gesinnung zeugte . . . So? Hier muß ich meinen Namen hinsetzen? Hier, bitte!“

Die Herren haben inzwischen unterzeichnet. Sir Austen wendet sich wieder an seinen Vetter:

„Sie verlassen also England morgen?“

„Ja, ich gehe nach dem Sudan, via Brindisi.“

„Wie seltsam! Wirklich ein seltsamer Zufall! Ich gehe mit dem gleichen Zug. Darf ich fragen, in welcher Eigenschaft Sie nach dem Kriegssplatz gehen?“

„Als Schlachtenzeichner, für den Porte-Crayon.“

So plaudern sie noch eine Weile. Sir Austens eifriger Ton schmilzt ein wenig, seit er weiß, daß sie zusammen den Weg in die gleiche Gefahr gehen sollen. Doch zuletzt beeilt sich jeder, noch einige Stunden Schlaf zu erhaschen.

* * *

Die beiden Linnell und der Journalist Considine sind die drei letzten Europäer, die nach Chartum kommen, ehe das Vorrücken des Mahdi alle Verbindungen abgeschnitten hat. Drei Tage nach ihrer Ankunft sind alle Zugänge gesperrt, Omduram abgeschnitten, der Neger umzingelt, und Schwärme wilder, fanatischer Barbaren tauchen vor der verlorenen Stadt auf.

Fünfzehntes Kapitel.

In Roserton geht der Herbst und der Winter langsam vorüber, und Psyche's Herz gewöhnt sich allmählich an seinen großen Schmerz. Sie ist mutig und unterdrückt ihren Gram. Der Vater beobachtet sie fortwährend mit liebendem Blick, und er darf nicht wissen, was für Unglück er über seine Tochter gebracht hat. Er sieht also nur das Gesakte, lächelnde Gesicht und denkt: Alles ist gut, ich sehe keine Narbe!

Aber in Wirklichkeit, o, wie ganz anders steht es da um Psyche! Sie hat den Geliebten keinen Augenblick vergessen und wird es auch niemals. Nicht genug, daß er fort ist und sie nicht weiß, ob sie ihn jemals wieder sieht, das allein wäre schon schwer zu tragen; aber das Häßlichste, Schrecklichste ist noch, daß sie gezwungen war, in der letzten Stunde ihres Beisammenseins falsch vor ihm zu erscheinen. Sie hat nun erfahren, wo er hingegangen ist, und dort findet er jetzt vielleicht seinen Tod und nimmt diese häßliche Erinnerung mit!

Und Psyche muß die ganze Last ihrer Qualen allein tragen. Geraldine Maitland ist mit ihren Eltern nach Algier gegangen. Mit mutigem Herzen erscheint Psyche jeden Tag zum Frühstück und lächelt ihrem Vater den Morgenruß zu. Der alte Mann hat keine Ahnung, daß sein Kind die ganze Nacht hindurch geweint hat. Später greift sie mit zitternder Hand nach der Zeitung und verliert sich in die langen Berichte aus dem Sudan.

(Fortsetzung folgt).

Im Wald.

Im Walde war's, zur strengen Winterszeit —
Da wand sich durch den Schnee ein Leichenzug.
Sanft Stille rings, nichts hört man weit und breit,
Als hin und wieder eines Vogels Flug.
Doch plötzlich hebt — es klang wie leises Stöhnen —
Die Totenglocke an mit schrillen Dröhnen,
Zur Antwort gab sie auf manch Stoßgebet:
„Der liebe Gott mit euch im Walde geht!“

Und Jahre drauf, da trippelt Schlag auf Schlag
Den selben Weg, die weil vom Felsen schallt
Des Waldhorns Ruf, am lichten Maientag
Ein Kinderdchwarm; fern durch die Kluff verhallt
Der reine Ton, dem Jugendfest zur Ehre,
Dem kleinen frohen Festgeleit zur Lehre,
Bald klingt er leis und wieder lauter bald:
„Der liebe Gott geht mit euch durch den Wald!“

Und auch mit dir ging durch der Jahre Wald
Der liebe Gott — im Lenz, zur Winterszeit —
Bald war's im Fest, im Totenzuge bald,
Nicht immer spürtest du sein treu Geleit.
Nur manchmal, wenn der Freundschaft Sonnenstrahlen
Auf's tiefste Dunkel Himmelslichter malen,
Besinnst du dich: „Was quält mich Angst und Spott?
In meinem Wald auch geht der liebe Gott!“

Nanny von Escher, Langnau a. Albis.